



Im Leben wie
auch auf der
Laufkugel gilt für
Jon: vorsichtig
weitergehen

GESELLSCHAFT

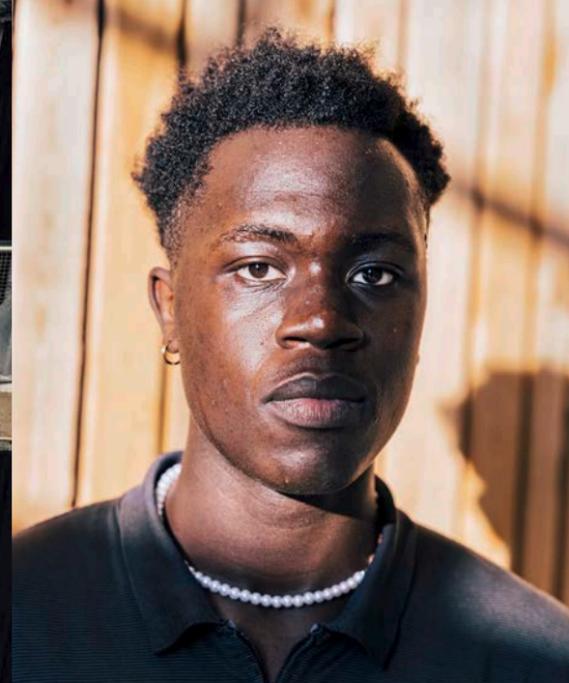
Balance- akt

Vom Slum an eine große
Artistenschule – Jon aus
Kenia hat es geschafft.
Doch jeder weitere Schritt
kann ihn zu Fall bringen

Von Tim Winter; Fotos: Solveig Eichner



„Hallo, ich komme aus sehr bescheidenen Verhältnissen“



Einer von rund 1200 Studenten der Kunstfachhochschule in Rotterdam: Jon-Owino Ochieng, 19

Training auf der Laufkugel, einem Ball aus Hartplastik

Eine Gruppe Erstsemester beim Tanztraining

Jon hat vier Träume: Er will mit einem Fallschirm aus einem Flugzeug springen. Ein Kinderheim in Kenia eröffnen. Bei dem britischen Popstar Harry Styles als Background-Tänzer auftreten. Und für das Cover der Modezeitschrift „Vogue“ posieren. Doch eigentlich will er nur eines: seiner Mutter zu einer besseren Zukunft verhelfen.

Wie klein er wirkt, in dieser riesigen Trainingshalle. Jon-Owino Ochieng, 19 Jahre alt, lässt seine Arme hängen und schlurft auf Socken vorbei an Trampolinen, Matten und Seilen, die von der Decke baumeln. Immer wieder schaut er sich zaghaft um, auf der Suche nach bekannten Gesichtern.

Erster Tag an der Zirkusschule von Rotterdam. Jon ist angekommen, nach drei Jahren auf einer Artistenschule in Deutschland. Hier wollte er immer hin. Er müsste glücklich sein.

Jon setzt sich zu einer Gruppe von Jugendlichen, er ist der einzige mit schwarzer Hautfarbe. Für sie alle beginnt heute das Studium an der Codarts, einer der renommiertesten Schulen für Zirkuskunst. Vier Jahre Bachelorstudium am Trapez, auf dem Trampolin oder frei stehend auf der Laufkugel. Für viele ist die Hochschule eine der letzten Sprossen auf der Karriereleiter in die edelsten Variététheater und größten Manegen der Welt.

Für Jon ist die Codarts vor allem eines: ein Sprungbrett aus der Armut. Und doch

hadert er. Denn während er im reichen Westen lebt, den er sich kaum leisten kann, haust seine Mutter in einem Slum von Nairobi.

Was, wenn ihm alles zu viel wird, er dem Druck nicht standhält? Was, wenn der einzige Ausweg nur noch der Weg zurück ist, nach Kenia? Jon bekommt keine Studienunterstützung der EU, er hat keine reichen Verwandten, keine Rücklagen und keine weiße Haut. Er wird hart auf dem Boden aufschlagen, da ist er sich sicher.

36 000 Euro. So viel kosten die vier Jahre an der Codarts. Von der Hochschule bekommt er ein Stipendium, 5000 Euro pro Jahr. Macht 20 000 Euro. Fehlen noch 16 000 Euro. Essen, trinken, wohnen muss er auch noch. „Ich mache alles. Ich würde gerne putzen. Das kann ich gut“, sagt er, wenige Tage bevor er vom Rappenhof nahe Stuttgart, seinem Zuhause in den vergangenen drei Jahren, Richtung Rotterdam aufbricht.

Jon hat eine Crowdfunding-Kampagne gestartet. Er schreibt: „Hallo zusammen, ich komme aus sehr bescheidenen Verhältnissen. Meine Mutter verdient nicht genug, um mein Studium zu finanzieren, also bitte ich um Hilfe.“

Vom Slum bis nach Rotterdam

Als Jon an einem Sonntag im August in Rotterdam ankommt, kann er zunächst bei einer Bekannten schlafen, die er vom Rappenhof kennt. Die Wohnung ist voller Erstsemester, die eine bezahlbare Bleibe suchen. An diesem Abend sind sie zu acht. In dem kleinen Apartment riecht es nach Pesto und Curry. Eine junge Frau mit Pluderhose macht einen Handstand. Neben ihr kocht Nudelwasser. Gelächter. Englisch mit deutschem Akzent, Englisch mit französischem Akzent, Brocken auf Niederländisch.

Ein Stockwerk tiefer, auf einer Couch im Wohnzimmer, liegt Jon, Fleecedecke bis zum Kinn gezogen, sein Gesicht beleuchtet vom Blau des Handydisplays. „Oh mein Gott, der sieht Hammer aus“, sagt Jon und hält seinem Freund Corbinian, der am Ende der Couch sitzt, ein Video von einem Artisten entgegen.

Ein dunkler Fleck huscht an der Wand entlang. Acht Beine, ockerfarben und fast so groß wie ein Tennisball. Corbinian schreckt zurück. Sie ist es: Zoropsis spinimana. Seit Jahren breitet sich die Giftspinnenart in Mitteleuropa aus. Die Zeichnung auf ihrem Rücken hat ihr den Namen Nosferatu-Spinne eingebracht. „Mach sie weg, Jon! Mach sie weg“, schreit Corbinian. Von oben trampelt es die Treppe herunter. ➤



Kibera in Nairobi ist Ostafrikas größter Slum. Hier ist Jon aufgewachsen



Auf einmal stehen fünf Leute im Wohnzimmer. Sie starren an die Raufasertapete. Jon lacht. „Können wir sie nicht leben lassen?“, sagt er. Er verlässt den Raum, kommt mit einem Glas wieder.

„Jon, was machst du?“, fragt jemand. Der Tanz beginnt. Jon führt, die Spinne folgt. Schurren. Um die Lampe herum, an der Wand entlang, in die Ecke. In die Falle. Jon stützt beide Arme auf dem Glas ab und schiebt es samt Inhalt über das Laminat durchs Wohnzimmer, durch den Flur bis zum Balkon. Dann kippt er das Glas leicht an. Und gibt Nosferatu einen letzten Schubser. „Ich improvisiere“, sagt Jon.

Jons Leben begann 2003 am Victoriasee, dem größten Afrikas, in Kisumu, der kenianischen Hafenstadt. Seine Eltern bauten Bananen an, Papayas, Erbsen, Soja und Bohnen. Beide entstammen dem Volk der Luo, wie die meisten der hier lebenden Menschen. Und wie der Vater des ehemaligen US-Präsidenten Barack Obama. Seine Familie kommt aus dem Dorf Kogelo, nicht weit entfernt von Jons Heimat.

Das ist schon alles, was ihn mit Obama verbindet. Die Ochiengs sind arm. Als Jon-

frau. Im Morgenrauen, wenn Jon und sein zwei Jahre älterer Bruder Washington noch schliefen, verließ sie das Haus. Manchmal blieb sie zwölf Stunden fort, manchmal eine Woche oder einen Monat.

Raus, nur weg von diesem Ort

Jon und Washington gingen im Slum zur Schule. Meist waren sie dort von morgens um sechs bis abends um sechs. Am Abend halfen sie im Haushalt. Sie machten die Wäsche, bewachten den Kochtopf. Manchmal gab es nur einmal am Tag etwas zu essen. Manche Wochen jeden Tag das Gleiche: Ugali, Maisbrei. Aber gehungert haben sie nie, sagt Jon. Er liebt Essen. „It's making you satt and healthy“, sagt er halb auf Deutsch, halb auf Englisch. „Was braucht man mehr?“

Dann erzählt er von der ersten Katastrophe. Er war sieben. Er und sein Bruder wachten nachts auf, vom Gebrüll des Vaters und den Schreien der Mutter. Die Brüder sahen mit an, wie ihr Vater ein Messer in der Hand hielt und auf ihre Mutter losging. Zerren, drücken, dann ein Schlag. Von Jons Tante. Das Messer fiel zu Boden.

Jon tanzt sich aus dem Schmerz. Er verwandelt Wut in Kraft

Owino vier Jahre alt war, zog die Familie in die Hauptstadt Nairobi, dorthin, wo fast alle Zuwanderer ihre erste Bleibe aufschlagen: Kibera. Dort ist er aufgewachsen, in einem riesigen Slum, in einem 2,5 Quadratkilometer großen Moloch aus Wellblechhütten und Flüssen aus Müll.

Jetzt sitzt er am Ufer einer Gracht in Rotterdam, wo ein Quadratmeter Büro im Monat schon mal so viel kostet, wie manche Leute in Kibera im ganzen Jahr verdienen: bis zu 400 Euro. Jon trägt goldene Ohringe und um den Hals eine weiße Perlenkette, wie sein Idol Harry Styles. Er scrollt durch die Bildergalerie seines früheren Lebens. Auf einem Video sieht man die staubigen Wege, hört das Stimmengewirr von Kibera, sieht brennende Haufen aus Plastik. „Es gab kein fließendes Wasser“, erzählt er; auch keinen Anschluss an die Kanalisation. Sie nutzten „fliegende Toiletten“, sagt Jon: Notdurft in Plastiktüten, die auf Dächern oder in Straßengraben landeten. Immer wieder brachen Cholera und Typhus aus.

In der nubischen Sprache heißt Kibera „Wald“ oder „Dschungel“. Wer hier lebt, ist im Überlebensmodus.

Sein Vater arbeitete nun als Schweißer in einer Metallfabrik, die Mutter als Putz-

Der Vater musste ins Gefängnis. Aber nur für kurze Zeit. 2014, da war Jon elf Jahre alt, trennten sich seine Eltern.

Ein Jahr später die zweite Katastrophe: Ein Mann bat Jon um einen Gefallen. Jon sollte ihm vom Kiosk ein paar Sachen besorgen, es sei nicht weit, sagte der Mann. Als Jon zurückkam, bedankte der Mann sich. Er deutete ins Innere seiner Hütte, bat Jon herein. Jon sah ein Messer, das direkt vor ihm auf dem Tisch lag. Der Mann schloss die Tür. Und öffnete seine Hose. Als das Sonnenlicht wieder in die Hütte schien und Jon über die Türschwelle trat, sagte der Mann: „Warte. Ich gebe dir noch Geld.“

Aber Jon rannte. Nur weg von diesem Ort. Er rannte durch die staubigen Straßen von Kibera bis zum Gebäude seiner Breakdance-Gruppe. Und wenige Minuten später raste ein Trupp von mit Jonglierkeulen bewaffneten Jugendlichen zurück zur Hütte. Als der Mann sie kommen sah, lief er davon. Und entkam. Jons Freunde und Verwandte versprachen ihm, seinen Peiniger zu finden. Nach vier Tagen griffen sie ihn auf. Und übergaben ihn der Polizei.

Dass Jon heute nicht wie Tausende seiner Altersgenossen in Kibera herumhängt,

sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser hält oder sich einem Drogendealer als Handlanger andient, ist einem Mann zu verdanken: Victor Odhiambo. Er ist Jons Onkel, der Bruder seiner Mutter.

Victor ist im Slum eine Größe. Jeder kennt ihn. Victor tanzte Breakdance auf den staubigen Straßen, aber so, dass niemand wegschauen konnte. Bald schlossen sich ihm andere Jugendliche an. Für Jon ist Victor mehr als ein Onkel. Er wurde zur Vaterfigur, zum Vorbild. Und aus der Breakdance-Gruppe von damals wurde der Kibera Social Circus, ein Artistenprojekt für Kinder und Jugendliche.

„Jon hat schon als Kind durch die Fenster der Trainingsräume geguckt. Jeden Tag stand er da“, sagt Victor am Telefon in Nairobi. Irgendwann durfte Jon mitmachen, „und er tanzte sich aus dem Schmerz. Er verwandelte Wut in Kraft“, sagt Victor, und in seiner Stimme schwingt Stolz.

Eines Tages kam Besuch aus Deutschland, von Sven Alb, einem 53-jährigen Theaterpädagogen aus Baden-Württemberg. Vor einigen Jahren hatte er eine Kooperation zwischen seiner Schule und dem Kibera Social Circus ins Leben gerufen und dabei auch Victor kennengelernt. Über



Hier begann Jons Laufbahn in Europa: in der Zirkusschule auf dem Rappenhof nahe Stuttgart

Sven Alb (r.) holte den jungen Kenianer nach Deutschland



Strapazen an den Strapaten, zwei Schlaufen, die von der Decke hängen

seine erste Begegnung mit Jon sagt er: „Diese wachen Augen, dieses Feuer, diese Bewegungsqualität! Jon hatte etwas ganz Besonderes.“ Sven Alb leitet in der Nähe von Stuttgart eine Artistenschule. Auf dem Rappenhof lernen Jugendliche Akrobatik in all ihren Formen. Drei Jahre dauert die Ausbildung. Alb wollte, dass Jon auf den Rappenhof kommt.

Die Kosten von mehreren Zehntausend Euro sollte der Verein übernehmen. Und Alb schaffte es, nach einer Odyssee durch die Behörden ein Visum für Jon zu besorgen. 2019 stieg Jon schließlich ins Flugzeug nach Deutschland. Seine Mutter packte ihm ihr Handy und eine Bibel in den Koffer.

Der Rappenhof liegt am Rande des Schwäbischen Walds. Hier befindet sich die CircArtive School, eine von wenigen deutschen Artistenschulen. Die Schüler leben in Gemeinschaftsunterkünften, hinter dem Haus stehen mehrere Zirkuszelte, eine Trainingshalle.

Als Jon ankommt, wird Englisch verboten. Alle sollen mit ihm Deutsch reden. Sven Alb will es so.

Und Jon lernt schnell. Der Alltag ist eng getaktet. Am Morgen studiert Jon die Anatomie des menschlichen Körpers, nachmittags lernt er, wie man Muskeln und Sehnen benutzt. Der Schultag beginnt um acht und endet um 19 Uhr.

Wenn Jon auf der Laufkugel balanciert, einem hüfthohen Ball aus Hartplastik, oder wenn er ein Rad schlägt, fühlt er sich frei. Wenn er an den Strapaten, zwei Schlingen, die von der Decke hängen, umherschwingt, seinen Oberkörper nach oben katapultiert und sich um seine eigene Achse dreht, steht die Welt still. Und er fliegt.

Artistik sei für ihn nicht nur Show, sondern Medizin, sagt er. Und trotzdem wirkt Jon oft gehemmt. Er sondert sich ab, zieht sich zurück und schickt fast täglich Nachrichten an seine Mutter.

Jon sei eben „eine eigene Persönlichkeit“, sagt Sven Alb. „Die Geschichte“ mit sei- ➤



Im vergangenen Sommer war Jon zu Besuch in Kibera – hier zeigt er Kindern seine Kunststücke (o. r.)

Mit Freundinnen an der Codarts-Kunstschule (o. l.)

Blick nach vorn: Jon vor der Erasmusbrücke in Rotterdam

nem Vater, seine Jahre im Slum. Das alles habe ihn geprägt. Alb wisse, dass Jon große Dankbarkeit ihm gegenüber verspürt. Aber auch einen kritischen Geist in sich habe. „Zu erwachsenen männlichen Bezugspersonen hat Jon ein gestörtes Verhältnis.“

Gemeinschaft dort, Kälte hier

Wenn andere in den Ferien zu Eltern oder Freunden fahren, bleibt Jon auf dem Rappenhof und betreut Kinder und Jugendliche, die zu Freizeiten in die Zirkusschule kommen. Jeden Euro, den er damit verdient, schickt er seiner Mutter. Jede noch so kleine Überweisung an sie macht ihn glücklich. Eines Tages schreibt sie ihm: Jetzt reiche ihr sogar das Geld, um umzuziehen – weg, raus aus dem Slum.

Manchmal, sagt Jon, liege er allein in seinem Bett und denke an seine Familie, seine Freunde, an die Gemeinschaft in Kibera. An die Sonntage, an denen alle vor den Hütten zusammensaßen. Omas und Opas, Mütter und Väter, Tanten, Onkel, Nachbarn, Freunde und Unbekannte. Jon sieht die Kinder, die lachen und zwischen den Hütten Fußball spielen. Jon sagt, er denke an seinen Nachbarn, der sein WLAN mit allen teilte, an die Kranken, die von allen versorgt wurden. Und er denke daran, wie diese Gemeinschaft auch ihm geholfen hat. Damals,

nach der Vergewaltigung. Auf Luo, seiner Muttersprache, gibt es kein Wort für Gemeinschaft, Luo ist Gemeinschaft.

Als Jon einmal, nach fast drei Jahren in Deutschland, ein älteres Ehepaar in der Bahn begrüßte, blickten sie stumm zurück. „Diese Gesellschaft ist kalt“, sagt er.

Jon sagt, es zerreiße ihn fast. All die Probleme, das Heimweh. Vor wenigen Wochen musste seine Mutter wieder zurück in den Slum, das Geld für die Miete reicht nicht

Der Anfang eines Traums, der vielleicht wahr wird

mehr, jetzt, da er selbst klarkommen muss im teuren Rotterdam. „Das Leben ist unfair“, sagt er. „Unsere Welt ist kaputt. Es wird heißer und heißer. Kein Essen, kein Gras, kein Wasser. Dann sterben wir alle. Oder Gott kommt. Das ist die Wahrheit.“

Codarts-Hochschule, Fakultät für Artistik – ein futuristisches Gebilde nicht weit vom Hafen von Rotterdam. Vier Stockwerke aus Backstein, Beton, Glas und Stahl. Draußen zieht Regen auf, drinnen wird umarmt und gelacht. Im Aufenthaltsraum tummeln sich Männer mit

Ohringen, Frauen mit kurz rasierten Schläfen. Jon trägt einen blauen Pullover vom Rappenhof. „Abschlussklasse 2019–2022. Annalena. Clara. Ray. Corbi. Talia. Jon. Urpi“ steht darauf.

Die Trainingshalle ist so gewaltig wie der Bauch eines Ozeandampfers. Ein drahtiger Mann mit Glatze und Vollbart kommt in den Raum, Thomas Falk, der künstlerische Koordinator der Schule. Er klatscht. Die Gespräche verstummen. „Willkommen zusammen. Das erste Jahr ist ein ganz besonderes“, sagt er.

Ein eigenes Zimmer, ein neuer Job

Alle Erstsemester sollen aufstehen und einen Satz über sich sagen. Ihren Namen und welche Disziplin. Jon knackt mit dem Nacken, spreizt die Finger ab. „Hallo. Ich bin Jon. Und ich mache Laufkugel.“ Ein paar Minuten später, in der Pause, bricht es aus ihm heraus: „Ich bin so glücklich!“

Einen Monat später, Anfang Oktober. Jon wirkt entspannt, fast fröhlich. Er liebe es, an der Hochschule zu sein. „Wir machen so coole Sachen. Und die Leute hier sind wahnsinnig nett. An meinem Geburtstag haben wir eine vorgezogene Halloweenparty gefeiert.“ Ein eigenes Zimmer hat er auch gefunden. Für 500 Euro. Eigentlich kann er sich das nicht leisten. Er hat einen Job in einem Hotel angenommen, als Tellerwäscher. Freitag bis Sonntag, elf Euro die Stunde.

Vor ein paar Tagen hat Jon Bilder von sich gemacht, mit seinem Handy. Porträt, Vollkörper und im Profil, so wie es das Bewerbungsformular einer international tätigen Modelagentur fordert. Es ist ein Anfang, der Anfang eines Traums, der vielleicht wahr wird. Und doch sei er so müde, sagt Jon. Müde vom Leben. „Ich will etwas Gutes für meine sweet Mama tun. Sie hat so viel für mich und meinen Bruder getan. Und wenn sie es schön hat, will ich sterben.“ Wirklich?

Ja. Nein. Er will versuchen, ein gutes Leben zu führen. Er will seine Urenkel spielen sehen, er will Menschen mit seiner Kunst inspirieren und zeigen, dass er es kann – er, Jon-Owino Ochieng, der Junge aus den Blechhütten. ✘



Egal, wie beschäftigt Jon gerade mit anderen Dingen war: Immer wenn **Tim Winter** oder Fotografin **Solveig Eichner** etwas von ihm wollten, sagte er: „Kein Problem.“ Am Ende lernten sie sogar ein bisschen Luo, Jons Muttersprache. Erokamano – danke!